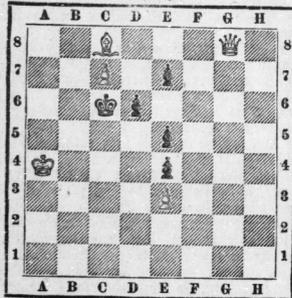


Magazin von E. Tarrafch.
Aufgabe Nr. 65.
Von E. Rosp.
Schwarz.



Weiß steht und legt in drei Zügen mat.

Partie Nr. 63.

Im ersten Jahre in Berlin gespielt.

Weiß: E. Schwarz: R. Rindhoff.

Eröffnung: Sizilianische Eröffnung.

1. e2 - e4 e7 - e5
2. Sg1 - f3 Sg8 - h6
3. d2 - d4 e7 - e6
4. d4 - d5

Dieses Vorziehen des Bauern, welches das schwarze Spiel bedenklich einengt, ist dem Rittmeister des Springers h6, der ja dort sichtlich genug postiert ist, bei weitem vorzuziehen.

4. ... e4 d7 - d6

5. Lf1 - g3 Sg6 - g4

7. Sg1 - e3 Sg8 - g6

8. a2 - a3 Lf8 - e7

9. 0 - 0 h7 - h6

10. h3 - h4 Sg4 - f6

11. Sf3 - h2 g7 - g5

Schwarz hindert hierdurch die Öffnung der Thurmreihe durch f2 - f4.
12. d2 - b1

Der Königslebe versucht hiermit zunächst einen Bauernangriff auf dem Damenflügel, um die Aktionsfähigkeit der schwarzen Figuren immer mehr zu beschränken.

12. ... Le8 - d7

Auf 12. ... ob 13. a3 Sd4? würde der Springer durch Da4+ verloren gehen.

13. b4 - b5 Sa8 - e7

14. Le1 - d2 Le7 - f8

15. a3 - a4 Lf8 - g7

16. a4 - a5 0 - 0

17. Se3 - e2 Sf6 - h7

18. Se2 - e3 f7 - f6

Schwarz möchte hier die Cavalität gegen 2 Bauern gewinnen. (f7 - f5 erl. 20. Le4: La1:?) Der Königslebe würde jedoch in der vorzuziehenden Angriffstellung, die er dadurch erzielte, einen mehr als genügenden Erfolg für das getrocknete Opfer bekommen.

18. ... Tf1 - e1

Im Raum für das folgende Springmandat zu schaffen.

19. ... Dd8 - e7

20. Kh2 - f1 Kg8 - h6

Schwarz hat keinen einzigen guten Zug.

21. Sf1 - e3 Sg7 - f6

22. b5 - b6!

Weiß bemerkt das Fortziehen des feindlichen Springers, um demselben auch das letzte Feld zu nehmen. Die Erklärung wird ihm sehr plausibel.

22. ... e4 - e5

Kaufte Schwarz die Bauern, so erhält Weiß eine neue sehr wichtige Angriffslinie.

22. ... Se3 - f5

23. De7 - f7

Besser war es noch, den lästigen Springer abzutauschen.

24. Ld3 - e2 Tf8 - e8

25. Le2 - h3 Df7 - f8

Eine ähnliche Stellung tritt nicht selten in einer gespielten Partie wieder. Doch ist kein einziger Stein vom Brett; die schwarzen Figuren auf dem Königsflügel haben sich zu einem unentwirrbaren Amal zusammengeballt, der König und sein Gefolge sind in eigenen Zangen gefangen, wobei bereits von zwei feindlichen Chiffren (König h5 und Springer f5). Schwarz kann nur mit 2 Figuren auf dem Damenflügel verlorflos hin und her ziehen, trotz der Anwesenheit in aller Gemächlichkeit das entscheidende Opfer auf d6 vorbereiten kann, welches den geschädigten Knoten zerhacken soll.

25. ... Da1 - e1

27. Dc1 - a3

27. ... Ld8 - d7

29. Ta1 - e1 Td7 - d8
30. Te1 - d1 Le8 - d7
31. Sf5 - d6: Se8 - d6:
Nimmt die Dame den Springer, so geht sie durch Le5 verloren.
32. Le3 - e8: Ld7 - e8:
33. Lh5 - g4 Le8 - g4:
34. h3 - g4: Td8 - d7
Schwarz kommt hier durch f6 - f5 35. Sf5: Sf5: 36. Lf8: Lf8: den interessantesten Versuch machen mit 3 leichten Bauern gegen die Dame zu spielen, doch hätten auch dem weißen Bauern schnell entschieden.
35. Sg3 - f6 Df8 - d8
36. Le5 - d8 Sh7 - f8
37. e4 - e5 Sf8 - g6
38. e5 - e6 h7 - e6:
39. d5 - e6 Td7 - d8:
40. Da3 - d6: Dd8 - d6:
41. Td1 - d6: und Weiß gewinnt in wenigen Zügen.

Auflösung der Aufgabe Nr. 60.

1. Df3 - g3! De1 - g3:
2. Se6 - a5 Dg3 - e2:
3. Sa5 - e4+.
Neben dieser vom Autor intendierten Lösung ist eine Nebenlösung möglich durch
1. Df3 - f6 De1 - a5+
2. Se6 - a5 beliebig.
3. D ≠.

Richtig angegeben von Cdm. Blau, B. Hoffmann (goldner Stern), S. Richter und P. Ehrhardt in Halle, O. B. in Zorthe, B. Welter in Berlin, S. Geun in Schmalteberg, R. B. in Kisteben, R. Zimmermann in Hitenbach und O. B. in Rottelsdorf.

Rätsel.

Waldindrom.

Von R. X.

Vornwärts und rückwärts ist dieses zu lesen, Tropfen fast jetzt es ein gleichartig Wesen, Einmal im Neulichen und fremd dann einmal; Vornwärts da laut es dem Körper, dem milden, Ständigen Schlämmer, der Seele den Frieden, Wirgt auch oft Wüter in reidlicher Zahl.

Rückwärts dem vorigen kann man's vergleicheh, Wenn es das Geistes Schrotte, die reidchen, Wirgt und auch Schätze von mancherlei Art; Außerdem kann es ein Barock bedeuten, Welches die Sprüche vor anderen Reuten Wichtig bis heute hie haben gezeuht.

Sonett.

Von B. B.

Gedehlt und gedehlt, geloset und geliebt, geliebt und gepocht, geschüttelt und geliebt, gedehlt und gedehlt, gedehnt und verpocht, gedehlt und geliebt, gedehnt und geliebt.

Charade.

Von R.

Wer kennt ihn nicht den modernen Mann, Der Wert gelangen schämte? So nennt ihn dein und saget an, Wie solches wohl sich reimet: Ist er verlobt zu dieser Zeit, Sieht man, wie er sich fähig, Braut um zugleich auch Braut'gen' ist, Wie ist der Mann so deatlich?

Initialräthsel.

Von D. B.

Aus den Worten (die Hauptvorteile und die Anfangsbuchstaben einer jeden Person) sind groß geschrieben:
Ais, an, Band, das, Der, eigen, ein, er, et, erzeigen, Fremdschiff, Geleiden, halten, Hand, hat, Heren, ihm, in, fan, Mensch, mit, Mit, Mund, nicht, nichts, nichts, sich, Soll, so, So, steht, treuen, Tren, und, Und, Weidwid, weichen, Wenn, wohl, zu,
Ist ein Herr Simon Dachs bereit zu bilden, daß die Worte der einzelnen Zeilen mit folgenden Anfangsbuchstaben beginnen müssen:
D. R. h. n. i. e. E. m. j. G.
E. w. f. i. n. a. E. i. t. e. B.
M. d. e. Z. e. R. i. n. s. w.
H. f. h. R. f. W. u. G.

Rekräthsel.

Von G. S.

Ich bin nicht, ich war nicht, ich werde nicht sein; Du meinst, ich scherze, - ich sage Dir: nein! Du siehst ja sichtbar vor Deinem Gesicht, Sagst Du meinen Namen, so nennst Du mich nicht.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Hier die Redaktion verantwortlich: J. B.; Dr. W. Worch in Halle.

Stund und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.



Inhalt: Bilder aus Kaufhädts Vergangenheit. II. Das Babelleben. - Aus dem Babelleben. Das Kalaiten von Semmelstein. - Landwirtschaft: Uniere Antike und Reispflanze. 1. Kautschule. (Fort.) - Ökonomie. - Gedäch. - Wärschel. - Bevölkerung: Zur Baiten-Strafweise in England des elektrischen Stuhlstrahls. - Wissenschaftlich. - Literatur und Kunst. Der Stadtmagier oder Original-Artikel ist unterlag.

Bilder aus Kaufhädts Vergangenheit.

II. Das Babelleben.

Schon die Babelsle des Jahres 1723 rätht unter den Besuchern Namen vom besten Klang auf und, als es, insbesondere seit den 30er Jahren auch die fürstlichen Mitteldeutschlands, ja selbst fremdländische gefürstete Familien nicht verschmähen, dem Babel alljährlich ihren Besuch abzustatten, als nach einander die Herzöge von Sachsen-Weimar und Sachsen-Saalfeld, die vermittelnde Fürstin von Thüringen, die Prinzessin Charlotte Sophie von Brandenburg, die Herzogin von Sachsen-Gotha, der Prinz Johann Adolf von Gotha, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der Fürst Jablonowski aus Pommeren, die Herzogin von Kurland, der Fürst von Anhalt-Desau, die fürstlichen Hofeuten von Köthen mit zahlreichem Gefolge das Schloss' besuchten, da standen auch die Namen der angesehensten Vertreter des mitteldeutschen, insbesondere des sächsischen Adels, v. Schulenburg, v. Kroßig, v. Köstlin, v. Werthern, v. Binnow, v. Dacheröden, v. Brandenstein, v. Hofe, v. Seidenwitz und wie sie alle heißen mögen, in der Kaufhädts Babelsle, und so sehen wir denn schon in den ersten Jahrgängen des Babels das Bild sich entfalten, welches der bereite Darsteller des dortigen Babellebens, der im Jahre 1875 in Wertheberg verstorben Dr. Krieg in dem geistreichen und äußerst anziehenden Schriftchen, 'Das Kaufhädts, sonst und jetzt' so treffend abgefaßt hat. Die farbigen Gruppen feil strittler Herren mit Spizenmanschetten und weißen Porzellan-Labardieren und die Damen, kunstvoll geschminkt und von Ambra duftend, in rauschenden Reifröden und hohen Händschuhen, setzten sich schallhaft mit dem bunten Pöbel spielend, wie sie gravitätisch lustwandeln in der Kaffienalleen, wie sie am Brunnenshäuschen Kaffe und Limonade schlürfen,

wie sie im Assemlerhause sich am Billard erlustiren oder sonst anständige Kurzweil pflegen. Von der schönen Königsart stürzten sie unter einander und von der allgemeinen Gräfin Colof, von dem wilden Garen geht die Rede und dem tapferen Edwardenkönig. Oder sie sprachen verträulich von der freudartigen Braut der glückseligen Woywoden und den bärtigen Starosten, die aus dem fernem Polenlande baheramen, ihrem Könige in Dresden zu hulbigen. Die Konversation wird meist französisch geführt. So verstreichen einige Wochen in harmlosem Lebensgenuß. Ein heiteres und beglücktes Rocco-Güllleben hat sich ihnen allen aufgeschlossen, nur hier und da unterbrechen vor geräuschvollerer glänzenden Festen.

Neben dieser hochparitätischen Gesellschaft nun waren bald auch Kleinbürgerliche Kreise aufgetaucht, die mit einem gewissen Selbstgefühl, mitunter nicht ohne stolze Präntion, wenigstens vorübergehend Beachtung und Anerkennung erstritten. Es waren dies Vereinigungen wohlhabender Familien aus dem Kaufmanns- und Beamtenstande, auch wohl freisame junge Männer, die sich eifrig um eine gelehrte Celebrität gruppirten oder einer literarischen Größe als erwünschten Relief dienten. Ehe ich auf diese letzteren Persönlichkeiten, das Hauptthema dieser Blätter, näher eingehen, möchte ich noch die kulturhistorisch höchstinteressanten ärgerlichen Rangunterchiede erwähnen, welche kastenartig die Stände in dem kleineren Babeln von einander trennten.

Zunächst besaßen den Einwohnern des Ortes gegenüber die Babelsle das alleinige Recht, während der Saison auf der Mittelallee des Kurgartens zu promeniren und wenn sich ein guter Kaufhädts Babelsle erheben wollte, sich in die hochansehnliche Gesellschaft zu mischen, so wurde er mit dem barischen Zurufe, 'Ans Geländer' durch den stets anwesenden Polizeidiener auf das schmale, am Rande des Teiches sich hinziehende Seitenpflaster verwiesen. An der table d'höte, im Kurfalon, saß man nach streng etiltemännlicher Reihenfolge, vom Reichsgrafen zum Baron, und diejenigen Menschen, welche nach dieser Auffassung nicht das Recht hatten, sich der species homo beizuzählen, die Bürgerlichen, saßen unten am Tische. In der Kurz- und Babelsle waren die Gäste niedriger Stände summarisch aufgeführt, 'wieer Bauerneiber aus Haberleben,'

Der Patent-Streitfrage in Sachen des elektrischen Glühlichts.

Die August-Nummer der von Dr. Theod. Stein zu Frankfurt a. M. herausgegebenen 'Electrotechnischen Rundschau' (Verlag von Wöhl. Knapp in Halle a. S.) enthält eine auf historische Weise geführte Geschichte der elektrischen Glühlichtlampe. Der Artikel ist mit Mittheilungen versehen und weit namentlich nach, daß bereits lange vor Edison elektrische Glühlichtlampen mit Platinipitale, ferner solche mit aus Graphitgele hergestelltem Kohlenbügel, endlich auch solche mit Kohlenbügel aus Material (Weidenast, Kork, Schafleder u.), welches sich vor der Karbonisation in jede Form biegen ließ, vorhanden und in öffentlichen Druckchriften beschrieben waren. Der sehr beachtenswerthe Artikel, welcher wohl auf den Ausgang der kühnen elektrischen Patentfrage nicht ohne Einfluß sein wird, scheidet sehr aufreißend wie folgt: Aus allem Gelegten geht zur Evidenz hervor, daß es sich bei der Vertheilung von einschlägigen Patentrechten nur darum handeln kann, wie und in welcher Weise eine mit Kohlenbügel verriebene Glühlichtlampe, insbesondere der ertiere, dargestellt wird, das heißt, aus welchem Material und nach welchem Zubereitungs-methode solches geschieht. Weder die Benutzung einer künstlich gemachten Glühlichtlampe, noch die Benützung der leitenden Platin-drähte in diese Abzwe - eine an den Geisler'schen Röhren schon

seit Jahrzehnten bekannte Thatsache - noch die Benutzung von Kohle irgend welcher Form und Konsistenz, ist es aus verbotlicher Weise patentirt, Graphit oder Retortenkohle, ist im allgemeinen patentfähig. Alles das ist schon vor Edison benützt worden. Uneres Urtheilens ist der durch obigen Artikel bekannt gewordene Umstand von besonderer Wichtigkeit, daß bereits vor Edison Kohlenbügel aus Material hergestellt worden, das sich vor der Karbonisation biegen ließ. Bekanntlich behaupten die Edison-Kompagnie und Edson, und ferner auch in dieser Behauptung vom Patentante unterstützt zu werden - daß das Edison'sche Patent Nr. 12,174 sich auf das Verfahren beziehe, den zu karbonisirenden Stäben vor der Karbonisation diejenige Form zu geben, die der Kohlenbügel haben soll. Nun liegt aber offenbar der patentfähige Grundgedanke nicht darin, der Stäbe vor oder nach der Karbonisation biegen zu lassen, als vielmehr in der Auf-findung der Mittel, welche diese Formgebung ermöglichen. Wenn also bereits vor Edison diejenige Stoffe (Graphitgele, Weidenastern, Korkfaser, Schaflederfaser) als Material für Glühlicht-Kohlenbügel bekannt waren, so kann später Niemand durch ein Patent verhindert werden, dieses Material vor oder während der Karbonisation in eine beliebige Form zu biegen. Hieraus ergibt sich aber mit zwingender Notwendigkeit, daß das in Rede stehende Edison'sche Patent rechtlich die Erzwelung nicht haben kann, die ihm von betheiligter Seite vindicirt wird.

„zwei Abinnen aus Halberstadt“; auch „eine Predigerfran nicht Jungfer Kocher“ bleibt ohne Nennung des Namens. Nimmt der bürgerliche Vater den Rang etwa eines Kammerherrn ein, so heißt die Tochter „Demoiselle“; ist der Vater von Adel, wird sie Fräulein genannt und gewöhnlich besonders angeführt. Herr von Dacheröden, Fräulein von Dacheröden, die Frau des Bürgerlichen wird als seine „Frau Geliebte“, die adelige Gattin als die „Frau Gemahlin“ bezeichnet. Den derben Segen gegen die Gesellschaft in Epigrammen und Ständchen, aber bildeten unsere halbeschen Studenten, die sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts — von Zeit zu Zeit, namentlich Sonntags, in großer Zahl im Bade einfinden und dort bei Sang und Klang ihre jubelnden Gelage feiern. Den gewaltigen Hut mit der bunten Kofarde geschmückt, im engen Koller, mit Kanonen und riesigen Sporen, den blanken Hieber an der Seite und die weitgeschollene Heppelsteife in der Hand, dazu den Rauch des gelben Knasters von Alpo in die Luft wirbelnd, drängten sie sich — quells horreur! — auf der Promenade zwischen die ambrabulanten Damen, räumpelten die jüngeren Offiziere, denen noch dazu von den verschiedenen landesherrlichen Regierungen anbefohlen war, auf dem neutralen Boden Lauchstädt ohne Waffen zu erscheinen, und waren der Schreden der haute volée.

„Einen guten Freund aus Lauchstädt hab' ich getroffen auch.“

Indessen soll doch zur Steuer der Wahrheit nicht verschwiegen werden, daß auch manch' schönes Auge voll Sehnsucht und Theilnahme auf den Kollern der schmucken Burgen weiste, und daß die Herren Studiosi, außer im Theater, über dessen Räume und was in ihnen vorgeht ebenfalls ein späteres Blatt den gütigen Leser unterrichten wird, auch auf der Promenade nicht selten allerlei Hebelrollen spielten — wie uns die Berichterstatter ausdrücklich mittheilen.²

Der ebenfte Theil aber von Lauchstädt's Badergesellschaft war wohl derjenige, welcher der Konversation jener geistvollen Männer lauschte, deren Aufenthalt mit der Mithte des Bades so innig verknüpft ist, und um dererwillen Lauchstädt das Recht hat mit unter den Orten genannt zu werden, an denen die Blume der deutschen Dichtung — im schattigen Rurgarten — so lieblich und in alle Lande weithin duftend erblüht. Die ersten Vertreter der deutschen Poesie in Lauchstädt freilich

in Lauchstädt verdienten Vele für das Treiben der Gallener in *Einsicht giebt eine auf der hiesigen Bonifatiuschen Bibliothek noch vorhandene allerliebte kleine Emdentengedichte „Der Kommerich zu Lauchstädt oder das schöne Weidenweber. Ein prolaisches Gedicht in sieben Gesängen.“ Lauchstädt 1790 (anonym). In der Reihe eines förmlich-gelehrten Epikdiums, etwa wie Baharäs „Memnonit“, oder wie der Titel besagt in poetischer Prosa gedruckt, schildert dieses Werkchen die Geschichte in ziemlich dürftig erfindend, aber die Ausführung recht niedlich und voll kulturhistorisch interessanter Bezüge auf die damaligen Verhältnisse eine am Tage der Feier des Hektorwechsels von den Gallenern nach Lauchstädt unternommene Ausfahrt. Bei dieser Gelegenheit magt Aboli, der Held der Geschichte und

Mannichfaltiges.

Wiene. Bieneuachsel. Bieneugift.

Ueber eine Doppelrolle des Stachel's der Honigbiene hat man in jüngster Zeit sehr wichtige und hochinteressante Entdeckungen gemacht, die uns auch eine bisher unrichtige Erklärung in der Ursache der Amieien zum Verständnis bringen. Es ist ja bekannt, daß der Honig unserer Honigbiene, mit Adminkunstur vermischt, deutlich rote Färbung zeigt, also lauer reagirt. Diese Eigenchaft erhält er durch die in ihm enthaltene süchtige Amieien-säure. Diese beigemischte Säure verleiht dem rothen Honig seine kontroverende Kraft. Der durch Behandlung des Wessers in der Wärme gereinigte Honig, der von Konturwurm verdirbt, färbt sich weiß, weil die Amieien-säure verflüchtigt ist. Der Honig kostbarer Bieneuachsel zeichnet sich ja durch einen herben Geschmack und scharfen Geruch aus. Es ist hier gerade die Amieien-säure, welche in Uebermaß im Honig vorhanden ist, die diese Wirkung hervorruft. Es war bislang noch vollständig unbekannt, auf welche Weise das Substrat dieser Eigenchaft des Honigs, die Amieien-säure in den Honig, in dieses Extraktionsprodukt der Arbeiterbiene aus dem Honigmasse hineingelangen moß. Erst die neuesten Forschungen haben uns über diesen Vorgang Aufklärung verschafft. Es ist eben der Stachel der Biene selber, welcher nicht allein zur Wertbeibung gebraucht wird, sondern ganz vornehmlich dem

waren diejenigen einer mit der Bopzeit absterbenden, steifen und verzepten Richtung. Zuerst sei in aller Kürze der Beziehungen Trillers zu dem Bade geacht, des Schildknappen Gottfried's und Verfassers des „Nächlichen Brünneraubs“ und „asorsischer Fabeln“, der von 1720—30 Landbühnen in Weisburg, seit dem Jahre 1726 alljährlich seine Gattin nach Lauchstädt sandte, an dem neuen Gehändbrunnen den geschwunden Körper zu erholen. Am 18. Juli 1757 aber, einen innerlich durch und durch fromten Mann, der in Wohlthun und anstrengender Thätigkeit seine Kräfte erschöpfte hatte. Der „gute Geller“, der Dichter der „Fabeln“ und „Erzählungen“, der den Richardson'schen Familienroman und das wunderliche Anspiel in Deutschland eingebürgert hatte, suchte in Lauchstädt in einem seiner letzten Lebensjahre Heilung und Erquickung, und wohl mit Recht müde wir das Haus des ehemaligen Stadtrichters Hennis betrachten, in dem dieser Mann, kein großer Poet, aber einer der besten Menschenfreunde, einige Wochen verlebte. Im Jahre 1763 aber wehte eine gewaltige Allongeperride durch die Straßen des Städtchens; das war, wenn der würdige Reformator unter deutschen Bühnen, der Freund des Hanswursts und der Oper, den goldbesageligen Stroh in der Hand, die Thüre des Wohl'schen Hauses öffnete, um nach dem Bade zu gehen, ein Glas des mineralischen Wassers zu schlürfen, dessen Wirkungen er selbst in einer wichtigen Ode bejungen. Da dieses Boem Gottfried's nur noch in sehr wenigen Exemplaren vorhanden und gewiß noch keinem unserer Leser zu Gesicht gekommen, so werden sie mir verzeihen, wenn ich einige der charakteristischsten Stellen hier anführe; wenn's ihnen nicht gefällt, kann ich freilich nicht dafür, es ist eben gottschicklich.

Noch hat kein Dichter Dich, berühmter Kraus, erhoben!
So lob, o Lauchstädt! mich nun Deine Quellen loben:
Die so voll Kraft und Stärke sind:
Daß sie bei bitter Noth und ängstlichen Weichwerden,
Womit man sich behaget findet,
Der Kranken sicheres Heil, der Uebel Sieger werden.
Gelegnet sey noch ich Dein theures Augenbekennt,
Der Du zuerst gewohnt uns diesen Strohs zu schenken
O Hofmann, Verehrer der Natur!
Dein thaurer Geist gereiht noch mehr als fünfzig Jahren
Die Bueri auf die beglückte Spur,
Den Heilbrunn, der hier quillt, der Welt zu offenbaren.

einer aus der wahren Schaar der halleschen Mäntellose, die Bekanntheit Medelins, einer mit ihrer Frau Maria im Bade sich aufhaltenden jungen Dame. Nach allerhand kleinen, galanten Abenteuer findet er den Weg zu ihrem Herzen und die Billigung der gnädigen Frau Mutter, von der er als Sohn einer alten Freundin, der Legationssänftin, recognosziert wird; das kleine Stück schließt, wie vorauszuweisen, mit einer Verlobung. Einen Einblick in das Leben der vornehmen Stände in Bad Lauchstädt gewährt ein anderes Schriftchen „Die holländische Sauce. Eine Lauchstädt'sche Badegedächtnis.“ Halle 1782. Das Diktat zu einer deliziösen Sauce ist hier der Preis, um den ein reicher adelshöflicher Baron in die Verbindung seiner Nichte mit einem Bürgerlichen willigt.

wichtigen Zwecke dient, eine abströmungs- und sämlichshidrige Substanz dem aufgeschwemmten Honig zuzuführen. Man hat nun kürzlich die Beobachtung gemacht, daß die Biene im Stachel, auch wenn sie dabelst ohne Verunreinigung hantirt, die an der Spitze ihres Stachel's von Zeit zu Zeit hervortretenden winzigen Tröpfchen Bieneugift (Amieien-säure) an den Wundwächen abstreifen. Und dieses vorzügliche Desinfektionsmittel wird so früher oder später dem aufgeschwemmten Honig mitgetheilt. Je erregbarer und flechtuliger nun die Biene ist, desto früher wird das Quantum der dem Honig zugeleiteten Amieien-säure sein, deren Vermischung guter Honig bedarf. Das Lob, welches so häufig der flechtuligen Artigkeit unserer Honigbiene gepöndet wird — auf der Wanderversammlung Deutscher Bieneuachsel wurde solches noch ausgesprochen — ist also vom praktischen Gesichtspunkte aus ein solches Lob. Jetzt ist uns auch ersichtlich, weshalb die kostbaren Honigbieneu Substrats wenig Honig anwachsen. Man findet nämlich in den von stachellosen Meliponen bewohnten gefüllten Räumen stets nur einen sehr geringen Vorrath von Honig. Was sollte die Meliponen auch veranlassen, Vorräthe aufzuheben, die sie doch nicht benützen können? Es ist eben in die Amieien-säure. Von den achtzehn verschiedenen Arten nordamerikanischer Honigbiene, die man kennt, haben nur 3 einen Stachel. Eine eigentümliche Erscheinung in dem Leben gewisser Amieien war bisher noch immer räthselhaft, findet aber jetzt auch die ungezungenste Erklärung. Es giebt

oder Wettfäden. Die Sarden nennen diese eigentümlichen Reinen, welche oft schon mit zweijährigen Bögeln unternommen werden, „Arrenagi“ und berichten gern von den erstaunlichen Leistungen ihrer Thiere. Die Acetosenen müssen sowohl bergau, wie bergab in Zickzackgängen auf der Nennbahn das Ziel verfolgen und sollen nicht selten eine Strecke von 6000 m im schärfsten Trab durchlaufen. Mit großem Stolz verweist der Sarde auf sein heiliges, tüchtiges Pferd und glaubt, daß es das beste in Europa sei. (Fortsetzung folgt.)

Obstwein.

In den Frauendorfer Blättern ertheilt Dr. J. Kessler folgende praktische Rathschläge zur Bereitung von Obstwein: Man lasse das Obst möglichst reif werden. Reifes Obst enthält mehr Zucker, weniger Säure und weniger harte, unauflösbare Stoffe als unreifes Obst, man erhält daher von reifem Obst härteren, besseren, haltbareren und auch mehr Obstwein als von unreifem Obst. Wenn das Obst vom Baum entfernt ist, nimmt die Gesamtsäure an Zucker nicht zu, sondern ab. Die Nachreife oder Lagerreife kann also eine gute Reife am Baum nicht ersetzen. Bei sauren Herbst- und Winteräpfeln und besonders bei Champagner-Bratirnen, Wollsbirnen, Wildsüßling von Einsjeler und anderen Wollbirnen, welche lange Zeit hart bleiben, ist es sehr zweckmäßig, sie 14 Tage bis 3 Wochen liegen zu lassen. Die Säure und die harten, unauflösbaren Stoffe nehmen beim Lagern des Obstes ab, man erhält bessern oder mehr Most. Man mische saure und weniger saure Obstsorten mit einander, erstere geben zu sauren, letztere zu wenig sauren, daher leicht fabe werdenden Most. Der Zusatz einer gewissen Menge reifer Birnen zu Äpfeln und zu sehr milden Birnen ist zweckmäßig. Die reifen Birnen, wie z. B. die Wollsbirnen, enthalten viel Gerbstoff und machen deshalb, daß der Most weniger leicht säß oder schleimig wird. Beim Sammeln des Obstes, ein sehr zerquetschen desselben, auf der Kelter, in Stunden und in Säffern beobachtet man die größte Reinklichkeit. Kleine Mengen von Unreinigkeiten, die sich beim Obst befinden oder in anderer Weise in den Most gelangen, können den Most weniger gut und weniger haltbar machen. Saures Obst ist besonders dann sorgfältig zu untersuchen, wenn ein für die Handel bestimmter Obstwein dargestellt werden soll. Faulende Stoffe verursachen oft, daß der Obstwein einen unangenehmen Geruch annimmt und später trüb wird. Auch Eien ist so viel als möglich fern zu halten. Eierne Trottbeete schaden, wenn sie reingehalten werden, meist nichts. Am besten ist es, man streicht solche eiserne Trottbeete mit einem guten Laa an, wie solcher von Bierbrauere verwendet wird. Besonders ist darauf zu achten, daß nicht etwa Nagele in die zerstampfte Masse gelangen, oder eine Schaufel oder sonst ein eiserner Gegenstand darin stehen bleibt. Die Schraube am Fasshülden, wenn eine solche vorhanden ist, ist sorgfältig zu trocknen und dann gut mit Unschlitz zu beden. Gelangt Eisen in den Most, so wird er später grün, grau oder schwarz.

Durch gutes Zerklünnen, am besten Zerquetschen, erhält man mehr und bessern Obstwein. Manche mediansche Müßeln, welche das Obst nur in Stücke zerreiben, sind nicht geeignet. Bei sorgfältiger Behandlung, besonders auch bei Beobachtung der nöthigen Reinklichkeit, sind die Tröge mit Mahlsieben vielen im Handel vorkommenden Mahl- oder Quetschmühlen vorzuziehen.

Bei gutem Obst empfiehlt es sich, die zerstampfte Masse vor dem Kellern 1 bis 2 Tage stehen zu lassen, dieselbe aber oft gut durcheinander zu schäufen und jeweils wieder gut zu durchsieben, um die Luft abzuhalten. Es können füglich auch durchlöcherige oder aus Kisten zusammengesetzte Siebbehälter auf das zerquetschte Obst gelegt werden. Diefelben sind aber gut mit Zeinen zu beschweren oder in anderer Weise hinunter zu drücken.

Das Anpressen darf nicht zu langsam geschehen. Bleiben die Trester zu lange Zeit in der Kelter, so erwärmen sie sich und es entsteht Essigsäure, welche macht, daß der Most schwächer, saurer, weniger klar und weniger haltbar wird. Wenn man Wasser zusetzen will, ist es am besten, dasselbe mit den ausgepreßten Trestern zu mischen, die Mischung 24 Stunden stehen zu lassen und dann wieder abzupressen. Für jeden Hektoliter Wasser, den man verwendet, muß man dem Most etwa 20 Pfund Rohr- oder Ribenzucker zusetzen, wenn man

ein haltbares gutes Getränk haben will. Es ist viel besser, vor der Gährung Zucker, als später Branntwein oder Sprit zuzusetzen. Der Zucker geht bei der Gährung in Weingeist über. Durch diese Gährung werden Gesehstoffe entfernt, der Most klar sich besser und wird haltbarer. Auch ohne Wasserzusaß ist es deshalb ganz empfehlenswert, dem Sektoliter Most, der besonders gut und haltbar werden soll, 3 bis 4 Pfund zuzusetzen.

Wenn das Faß beim ersten Kellern nicht ganz voll wird, so muß man um so sorgfältiger die Luft abhalten. Es kann dies durch Rubenzucker, Säbtrichter oder durch Auflegen eines mit Sand gefüllten Säckchens geschehen. Kann innerhalb der nächsten 10 bis 12 Tage frischer Most nachgefüllt werden, so ist wenig Gefahr vorhanden, daß sich Essigsäure bildet, weil bei obigem Abschluß die beim Gähren entweichende Kohlensäure auf dem Most bleibt und die Luft abhält. Der Most ohne Nachfüllen von neuem Most länger als die angegebene Zeit in einem nur theilweise gefüllten Faß zu lassen, ist gewagt, da sich dann leicht Essigsäure bildet.

Sobald die Hauptgährung nachläßt und die größte Menge der Fesche abgeheft hat, läßt man den Most in ein gut gereinigtes, schwaß mit Schwefel (eine Schmitte auf 10—12 hl) eingebranntes Faß ab. Beginn der Most nach einiger Zeit nicht wieder zu gähren, so legt man dem Sektoliter 2 Pfund guten Zucker zu. Die Fässer sind so viel als möglich voll zu halten und nach beendeter Gährung gut zuzuplumben. Lange Stunden, von welchen der untere Theil auch bei einiger Abnahme des Mostes noch in diesen reicht, sind besser als kurze.

Will man aus wenig Obst für den Hausgebrauch viel Most machen, so verfährt man in folgender Weise: Das gut gemahlene oder zerquetschte Obst (z. B. 2 Centner) wird mit Zuckersaure (1 hl mit 30 Pfund Zucker) gemischt, unter öfterem Durcharbeiten und Wiederzudecken 4 Tage stehen gelassen und dann gefiltert. Die Trester werden jetzt wieder mit Wasser (50 l) gemischt, 2 Tage stehen gelassen und wieder gefiltert. Die Flüssigkeiten werden gemischt und weiter behandelt wie anderer Most. Wenn man Trester von guten Trauben hat, so kann man sie mit dem Most mischen und nach 2 Tagen wieder abpressen. Die Trester dürfen aber nicht lange in der Kelter gelieben sein und müssen rasch in den Most gebracht werden, damit sich keine Essigsäure darin bildet. Der Most wird dadurch besser und haltbarer, er wird besonders auch nicht so leicht säße. Ebenso wird der Most viel besser, wenn man eine gewisse Menge reifer zerstampfter Traubenbeeren hineinwirft und sie damit vergähren läßt.

Um schäumenden Obstwein zu machen, behandelt man den Most wie oben angegeben ist. Sobald er vergohren und ganz klar ist, füllt man ihn in Flaschen, setzt Zucker zu, verkorft gut, bindet die Flaschen zu und läßt sie liegen. Wichtig ist es, daß man gerade die richtige Menge Zucker verwendet; nimmt man zu wenig, so schäumt der Wein nicht stark, nimmt man zu viel, so wird die Nachgährung so stark, daß viele Flaschen zerbrechen, was gewöhnlich auch geschieht, wenn man unversohrenen Most in Flaschen füllt. In die gewöhnlichen Champagnerflaschen kann man je 13 g Zucker zusetzen. Am besten verfährt man in folgender Weise: Man läßt 20 g Zucker in so viel Wasser auflösen, daß die Lösung 1 l beträgt. In jede Flasche Most gießt man dann 16 cem (1/3 del) oder ein gewöhnliches Branneingläschen voll dieser Zuckerlösung. Zur Darstellung von schäumendem Obstwein: ist nur Most, der wenig Säure enthält, zu verwenden.

* Dargestellt von der Kaiserl. Tabakfabrik. Die gegenwärtig vielfach als Dünge mittel zu möglichem Breite angebauten Tabakpflanzen entziehen nach einer Unteruchung von Dietrich-Marburg anmähern

63	Proz. organische Substanz,
1.5	Stoffe in organischer Verbindung,
0.8	in Form von Salpetersäure,
2	Wohlsphäre,
3	Kali

und revidieren mit diesem Gehalte in der That ein Düngemittel von beträchtlichem Werthe. Billig veranlagt würde ein Centner solcher Rippen 3 W. werth sein. Könnte man dieselben fein pulvern, so würden sie in Form von Pulver unmittelbar verwendbar sein. Das Pulvern wird aber keine Schwierigkeit haben und deshalb dürfte das Kompostieren derselben in bürnen Schichten mit gekrumtem Kalk ohne weiteres rüthlich erscheinen. Der solcher Weise bereitzete Kompost wird ein kräftiger Dünger für Weinberge, Tabak, Weizen u.

fänden sofort eine Einigung zustande kam, die alle Beteiligten zufrieden stellte.

Der Baron hatte einen forschlichen Divortigen, der in einigen Tagen antreten konnte — Stanz eine eintägige Stellung — und das Fräulein zu ihrer Bestimmung einen Gesellschafters erhalten, der des treuesten Bediensteten Stelle einzunehmen sehr ein bereit war.

Landwirthschaft.

Unsere Kutsch- und Reitpferde.

1. Kutschpferde.

(Fortsetzung.)

Das Königreich Italien ist im Vergleich zu den anderen Ländern Europas arm an Pferden. Das ganze Land zählte im Jahre 1876 an Pferden nur 657,544 Stück außerdem noch 293,868 Maulthiere (und Maulesel) und 674,246 Esel. Auf 1000 Einwohner kommen dort nur 24 Pferde.

Besonders sind Italien's Terrainverhältnisse sehr mannichfaltig und wir können uns daher nicht wundern, daß man daselbst sehr verschiedene Pferdegeschläge zu sehen bekommt. Am Eiden der Halbinsel, wie auf Sicilien und Sardinien, sind dieselben meistens sehr klein und leicht, werden aber dennoch zum Ziehen der leichten Wagen und Dogcart's gern benutzt. Im centralen Theile des Landes giebt es einige leicht gute Wagenhähne und im Norden findet man neben manchem brauchbaren Kutschpferde in mehreren Bezirken — z. B. in der Provinz Cremona — ganz tüchtige Last- oder schwere Zugpferde; man verwendet zwar viele Thiere der Kreuzzucht zur Reiterei, allein die meisten der dort gezogenen Pferde würden den Ansprüchen unserer Kavalleristen nicht genügen.

Das Leben und Treiben auf dem Corjo (der China) von Neapel bietet ein interessantes, und es wird auch bei der Pferdelehaber dort manches aufgetauchte Kutschpferd neben vielen mittelmächtigen und schlechten, erbärmlichen Thieren zu sehen bekommen. G. Schwarzener schildert das Leben auf jenem Corjo ganz treffend folgendermaßen: „Auf der China, wo die Straßen von Fußwerkern so dicht besetzt sind, wie in Paris und London, sieht man alle möglichsten Pferde, vom herrlichsten Bony bis zum größten Karosier, vom feinsten Araber bis zum Pecherom und Pinzgauer: stulle Ponies, an zweifelhafte Karren gespannt, winden sich behend zwischen den gravitätisch einherziehenden Karossen der Geistlichkeit, ein edles Biergespann fauft im raschesten Tempo an einem amerikanischen Kraber vorüber, der Normann vor dem mit Damen besetzten Landauer weicht geschickt dem ungarischen Zundergespann aus, kurz alle Nationen von Menschen und Pferden treiben an einander vorbei, ohne daß ein Unglück geschieht. Man fährt eben gut und sicher, nur sind die italienischen Kutscher etwas unbarbarisch und freigebig mit der Peitsche; 14 Personen auf einem Karren, mit einem Bony bespannt, lassen sich womöglich im Galopp eine Anhöhe hinaufschleppen.“

Ein ähnliches Treiben haben wir auf unserer Reise (1874) in Rom auf den belebten Straßen der Altstadt bemerkt, und die Corsofahrten auf der Passaggiata del Monte Pincio zeigten uns, daß man in der „ewigen Stadt“ am Tiber zum Theil recht schöne Kutschpferde besitzt, welche es mit den Karosieren anderer Großstädte wohl aufnehmen können. Dort sowohl, wie im Marziale des Kapitols sahen wir große, kräftige Pferde, die der altberühmten Rasse der Campagna di Roma angehörten, welche wir früher unter den Kunstwerken des Altenthums gesehen hatten. Während wir uns nur der ziemlich starke Ramskopf, der fast alle Pferde dieses Kutschschlages eigen ist, für die Kömer aber die beliebteste Nase — und Koffhorn für sie sein scheint. Die Farbe jener Pferde ist zwar ganz so verschieden, wie bei unseren Rassen, doch sollen in der Campagna die dunkelbraunen und schwarzen Koff am liebsten gesehen werden. Im Marziale des Kapitols fanden wir die schönsten Glanztrappen, welche der Italiener mit Vorliebe „Cervinos“ nennt, und an anderen Orten auf dem Lande, wo Pferdejauch getrieben wurde, sahen wir viele Dunkelstimmeln (Gragios), die ihrer Ausdauer wegen sehr gesucht sein sollen. Rappen und Schimmel werden in der Campagna neuerdings vorzugsweise zur Zucht bestimmt.

Am frohesten aber war unser Oberförster, der dem Schicksale so wichtig unter dem Arm gegriffen und seine Familie von einem unerwünschten Hängegenossen befreit hatte. Als auch Fräulein Belsau von dieser Fügung des Schicksals hörte, welches ihrem bescheiden Entschlusse so sichtlich und kräftig zu Hilfe kam, fiel ihr ein schwerer Stein vom Herzen und erleichtert hauchte sie ein anhängiges: „Gott sei Dank!“

Auf den Weiden von Sorrento, in den Provinzen Terra di Lavara, Principato citiore, Bari, in Colabrien und den Abruzzen trifft man zum Theil leicht hübsche, edle, hochaufergerichtete Pferde mit guten Ganganen, die sich zur Bespannung leichter Wagen wohl eignen.

Größer und stärker als diese Rasse sind aber diejenigen Schläge, welche in der Polesina (Gegend zwischen Po, Etsch und dem Adriatischen Meere) gezogen werden. Wir dürfen dieselben als tüchtige Kutschpferde von ansehnlicher Größe bezeichnen; sie werden nicht selten 1,75 m hoch, besitzen eine hohe Aktion und bei der Arbeit viel Ausdauer. Leider findet man auch bei dieser Rasse viele Pferde mit Ramskopf, schmaler Vorderhand und breiter Hinterhand, das Kreuz ist etwas abschüssig. Die besten Thiere dieser Art sollen bei Mantua und Novigo gezüchtet werden, doch scheint auch dort die Zucht in der Neuzeit an Bedeutung einige Einbuße erlitten zu haben. In einzelnen Privatgehöften, wie z. B. in dem des Grafen Carriani und des Marchese Sagamolo zu Trevis wird ein brauchbarer Kutschschlag erzogen, und es soll aus dem letztgenannten Gehöfte die vielgenannte Kappenzucht von Kladrub in Böhmen stammen.

Im alten Herzogthum Ferrara sahen wir bei dem Marchese Colabitti zu Comacchio sehr hübsche, große Pferde mit englischem Blut, welche sich durch tüchtige Leistungen im Trab auszeichneten und im leichten Trab nahezu so rasch vorwärts kamen, wie die russischen Orloff-Traber zweiten Ranges.

Der sogen. Soriano, welcher in Friaul gezüchtet wird, ist im Mittel 1,50 m hoch, hat gute Gänge und mäßig hübsche Körperformen. Es wurde uns gezeigt, daß dieser Schlag aus der Kreuzung von ungarischen Stuten und arabischen Hengsten hervorgegangen sei, auch die lobenswerthen Eigenschaften beider Rassen vereinigt besitzt. Der harte, ausdauernde Soriano wird in Nord-Italien an manchen Orten als Kutschpferd mit Vorliebe benutzt.

Zwischen dem Po und Ticino liegt eine ziemlich ebene Flussniederung, die Remolina genannt, in welcher ebenfalls Pferde zucht betrieben wird; es sollen aber viele der dort aufgezogenen Rasse häufig an periodischer Augenentzündung leiden und deshalb der ganze Schlag nicht recht beliebt sein. Die Thiere sind kräftig gebaut, besitzen zum großen Theil auch hübsche Formen und werden in Italien nicht selten zur Bespannung der Geschäfte und Trambwagen verwendet.

Zum Schluß dieser Mittheilungen über Italiens Pferde zucht wollen wir noch die kleinen Pferde, welche auf der Insel Sardinien gezogen werden, namhaft machen. Man unterscheidet dort zwei Schläge, einen kleinen, welcher „Acchetta“, und einen größeren, der „Acchetone“ genannt wird. Beide dienen sowohl zur Reiterei, wie als Zug- und Lastthiere im Gebirge. Jene Insel, auf welcher die Viehzucht den Hauptnahrungsgegenstand bildet, besitzt nahezu 60,000 Pferde und es kommen dort auf 1000 Einwohner etwa 120 Thiere dieser Gattung. Sie wachsen in einem halbwildem Zustande auf, kommen fast niemals in Ställe und müssen sich entdörrer mit dem Weidgras und mit Stroh und etwas Gerste ernähren. Die Größe der Acchetas schwankt zwischen 1,00 und 1,20 m; die Acchetones werden aber zwischen 1,40 m hoch, und es sind diese letzteren größtentheils recht hübsch und verhältnismäßig kräftig gebaute Thiere.

Die Acchetones, welche in ihren Bewegungen ungleich besonderer gewandt und auch schneller sind als jene kleinen Bonies der Insel, werden in großer Anzahl exportirt; man sieht sie ziemlich häufig an der Westküste von Italien. Ganz besonders wird hier ihre Fähigkeit und Ausdauer gerühmt; sie erreichen ein hohes Lebensalter — 30 bis 35 Jahre — und bleiben in der Regel bis an ihr Lebensende dienstfähig.

Auf Sardinien entzigen fast alle Hesse — sowohl die Kirchlichen wie die nationalen — mit einem großen Pferde-Mann

Doch wie? was seh ich dort in schattenreichen Gängen
Der ein geschmiedetes Volk sich da dachgeändert züngen.
Wo man viel Tausend Lampen sieht?
Ein's in der Chyrtierhal die Gester der Beglückten,
Die jetzt kein Glem mehr heimlich
Seitdem die Barren sie der Dornwelt enttrickten?
Was brennen rechts und links für hellstehende Bogen?
Sah ich das Zimmern bei Nacht herabgezogen?
Was für ein Raubrer wurde das?
Zu Ehrenforten sieht man zwei Götinnen stehen;
Die bey der Welt ohn Unterlaß
Als Fürstentugenden im ersten Paare gehen.

Der Dichter besingt nun weiterhin — in derselben plattproletischen Weise — ein zu Ehren der kurfürstlichen Herrscherin gegebenes Gastmahl und beschließt sein Daus mit dem Wunsch:

Dir, Lauchstädt, geh es wohl, bis auf die spätesten Zeiten,
So lange die Natur die Quallen weiß bereiteten,
Die Hundert Leben heilfam sind.
Dein Glück vermehre sich mit deinem wahren Ruhme;
Sei bis auf's sechste Tausend Kind.
Das Kleinod und der Preis von Sachsisn Eigenthum.

Diese Wünsche sind freilich in jeder Beziehung nicht in Erfüllung gegangen.

Auch ein „Eingebicht auf das Hohe Geburtsfest der Durchlauchtigen Chyrtürprinzessin zu Sachsen, Frauen Marlen Antonien, Königl. Hohelst“ hat Professor Göttsche in Lauchstädt gedichtet, welches drei Jahre später eine neue Gruppe dichterischer Größen in seinen Mauern vereinigt sehen sollte.

Das Jahr 1766.

Die Babeliste des Jahres 1766, welche u. a. auch den Prof. Baronius enthält, zählt als den 166. den Herrn Antonius Gleim als Halberstädter. „Bater Gleim“ besuchte das Bad auch in den beiden folgenden Jahren, das erste Mal (1767) in Gesellschaft seiner Nichte, wahrscheinlich der jüngsten, zu deren Hochzeitfeier er wenig später (1771) die jüngsterliche Romanze „Alexis und Elise“ gedichtet hat. Obwohl erst spät gekommen, am 2. August, sollte Gleim bei seinem ersten Besuche Lauchstädt nicht verlassen, ohne eine jener berühmten Fremdenbesuche geschlossen zu haben, deren für unsere Zeit kaum noch verständliche Ueberzärtlichkeit und Ueberhängigkeit in dem Gleim'schen Briefwechsel in oft selbstherr und bigarrer Weise sich dokumentirt. Joh. Georg v. Philippi, der damals als außerordentlicher Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften in Halle wirkte, lernte Gleim in Lauchstädt kennen. Jacob war durch Klogens Vermittlung nach Halle im Jahre 1764 berufen, hatte aber an ausländische Dichter, n. a. über Tasso gelehen, und es ist anzunehmen, daß er die Erholungsstunden, wie auch Freund Klog, gern benutzte, in schönen Sommertagen Ausflüge nach dem neuen gelegenen Bade zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß beide, die notwendig in Jahre 1766 dort mit Gleim verkehrten, in der Babeliste nicht angeführt werden, weil sie eben nur als vorübergehende Besucher kamen. Gleim wurde durch die Schicklichkeit und herzgewinnende Art des jungen,

bekanntlich verschiedene kömmerliche Amerikaner. Die Samen von Orellien und anderen Pflanzen werden oft zahlreich in den kleinen Magazinen aufbewahrt, ohne zu feimen. In Indien lebt eine sehr kleine rote Ameise, die Weizen- oder Cofeeform in ihre Wohnungen schleppt. Sie sind aber so klein, daß ihrer acht bis zwölf mit größter Aufmerksamkeit an einem Korn zu schliefen haben. Sie wandern in zwei geländerten Reihen über glatten oder rauhen Boden, wie es gerade vorher gesehen, über hinauf und hinab, in gleichen verhältnismäßigen Schritt. Sie haben mit ihrer Beute oft über 1000 Meter zu wandern, um zu ihrem gemeinsamen Vorrathskorn zu gelangen. Der berühmte Horvath Mongridge machte wiederholt die Beobachtung, daß wenn die Ameise verdundert werden, zu den Kornmagazinen zu gelangen, diese Samen zu feimen anfangen. Dohlele war auch in den verlassenen Kornmagazinen der Fall. Danach müssen die Ameisen nicht feimen der Körner zu verdundern; die Feuchtigkeits der Körner selbst verdundert. Der rühmlichst bekannte englische Forscher John Lubbock, der in seinem vorigen Jahre erwichenen Werke (Ameisen, Bienen und Wespen) viele und ähnliche Thatfachen mittheilt, fügt hinzu, es sei noch nicht bekannt, auf welche Weise die Ameisen das Feimen der eingesammelten Körner verhindern. Jetzt ist nun aber auch erwiesen, daß es hier nur die Feuchtigkeit ist, deren feuchtigkeitsüberflüssigkeit es ist, die die Samen für feimend macht und logar auf die Dauer feimungsunfähig machen kann. — Es ist noch erwähnend, daß wir bei uns

seit 26jährigen Professors lebhaft angezogen, und in kurzer Zeit entspann sich ein uniges Verhältniß zwischen beiden. Jacob hat erd erzählt von dem gemeinsamen Aufenthalt! „Der erste Druck seiner Hand war zugleich eine Aufforderung, meiner Muse treu zu bleiben. Er kannte von ihr nichts als ein kleines Lied in Stamlers Blumenlese; auf dieses allein gründete sich seine Bewußung, daß es mich nicht gereuen würde, wenn ich meinem Genusse folgte.“ — D der seligen Tage in Lauchstädt, was Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während dessen die Sonne um mich her alles verpöhlte, herrlicher als je! Das Zimmer wurde mir zum Tempel, ich küßte die Knie des Gottes, war meiner Weibe gewiß.“

„Wir trennten uns als Bräuer, und er wollte das Angefangene vollenden. Mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit ließ er einen Brief an mich dem andern nachfeilen, damit er mich in fortwährender Begeisterung hielt, bis ich, aus der Wirklichkeit in ein Heiland wegerückt und darin einheimisch geworden, überall von Gesängen umtönt, unter den lieblichsten Erscheinungen wandelte.“

„Gleim, welcher in einem sehr melodischen Liede von sich selber sagt:

Nicht um alle Doppeln der Welt
Gib ich meine Leber!

hatte Recht, daß ich gegen sein Erdenglück die meinige vertauschen sollte.“ „Es thut mir wohl, vor allen zu bekennen, daß ich meinem Freunde darum das Glück meines Lebens schuldig bin, weil er, als ich die Muse des Gesanges zu verlassen entschlossen war, mein Bündniß mit derselben erneuerte, und mich in ihre Geheimnisse hief einwelbte. — Wir stülte der Muse ich die Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am anglichsten geschah, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß.“

„Ohne Gleim aber hätte ich nicht mehr auf den Wind der Muse geschaut, insofern sie mich zu Gesängen dich begeistern wollte, denn, so entschieden in mir, von den Knabenjahren an, die Liebe zur Dichtkunst war, so erhielt dieselbe dennoch, bei dem Antritt meiner akademischen Laufbahn in Halle, durch das Zusammenleben mit Klog eine andere Richtung.“

„Aus diesen Aeußerungen geht hervor, daß der Aufenthalt in Lauchstädt für Jacob's Lebensrichtung entscheidend war; aus den literarischen Fischen und Rinken des Klog'schen Kreises, in die Jacob hineingezogen werden sollte, ward er der Muse zurückgegeben, freilich jener von Gleim vertretenen süßlichen Amor- und Anacreontidische, deren Ton aus ungenüßigen meist ziemlich geistlosen Liedchen jener Zeit uns entgegenflutet und der auch in den an den Lauchstädter Aufenthalt sich anschließenden „Briefen von den Herren Gleim und Jacob's“ herrscht, in denen jener seinen Freund mit „liebes Jacobitönen“ anredet und ihm für drei Verse „zehntausend Kisse“ verpricht. Von praktischen Resultaten war das Zusammenfein für Jacob insofern, als der Freund ihm, um ihn ganz nach Halberstadt zu ziehen, vom Könige die Erlaubnis zum Ankaufe eines

auch eine Ameiener besaßen, welche von Samen lebt und solchen aufweicht. Es ist unter Lasius nigor, der Weichenamen und, wie Blattmad in dem jüngsten Sitzungsberichte der Gesellschaft natur. Freunde zu Berlin mittheilt, auch Samen von ebensolartigen Ehrenpreis, Veronica hederaefolia, in seine Netze tragt. — Soltes Heft in seiner Schilderung einer großen Vorräthe von Grasfamen nannte. Er beobachtete, daß die Ameisen ihre Kornvorräthe ins freie brachte, um sie nach den Moniumgewittern zu trocknen. Da scheint die feuchtverweiche Wirkung der Ameisensäure durch große Feuchtigkeits hoch weiten zu geben, deshalb dieses Anstrodren. Bei der Besichtigung der Bienen der Winterbestand aufgeschickte Sammler bei den Ameisen der zur Nahrung dienende Körnervorrath durch ein und dieselbe Fähigkeit, durch die Ameisensäure feuchtverweicht.

Literatur und Kunst.

Die öffentlichen Bogenhäuser mit Warrant-Verkauf und die Gelehrten in ihrer Bedeutung für Kunst und Wissenschaft sind von Ernst Phil. Wobst. Das Buch, welches den ersten Theil eines größeren Werkes: Die modernen Mittel für die Hebung des neuen Verkehres zur Erschließung der Hilfsquellen des Handels bildet, ist trocken in Leipzig bei F. W. Grunow erschienen.

Canonicats auswirkte, worauf die beiden Freunde im Jahre 1769 in Halberstadt vereinigt wurden.

Das Vater Heim, dieser merkwürdige Jünger, in Lauchstädt seine Muse hätte schlummern lassen, würde schon an und für sich sehr unwahrscheinlich sein, wenn auch nicht das Gegen-

Gewohnt hat Gleim in den ersten beiden Jahren seiner Anwesenheit, wie vordem Gottschub, am Markte in dem

Es ist von dem merkwürdigen Jahre 1766 Abschied nehmen, möchte ich noch eine unvergessene Angabe berichten, nach der in diesem Jahre auch Wieland und Sophie Karoche dem poetischen Ertel des Städtebüchens angehört haben sollten.

* Auch die Wielandbiographien, der Briefwechsel des Dichters mit Sophie und Ludmilla Alting, die Darstellerin des Lebens der Frau v. Karoche, wissen von einem Aufenthalt beider in Lauchstädt nichts zu berichten.

Es ist aus Aufsätzen, die in den rigiden Zeitungen veröffentlicht wurden, zu einem ansehnlichen Umlange herausgewachsen und mit zahlreichen Skatzen, Tabellen, Formulareventuren ausgestattet, in denen namentlich die Verhältnisse des großen Dürrejahres, in dem der Verfasser seinen Wohnsitz hat, hervorgehoben werden.

* Das soeben erschienene 6. (Schluß) Heft des 12. Bandes der Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Hermann Klein, bringt: Die Fortschritte der Chemie pro 1883, in gewohnter trefflicher Weise bearbeitet von Dr. K. Wlen, sowie das Sachregister zum 12. Bd. zc.

* In die Beipredung der Bau- und Kunstdenkmäler Westpreußens hat sich neulich ein bedauerlicher Sachfehler eingeschlichen. Die Summe, welche die Provinzialverwaltung in ihren jährlichen Haushalts für wissenschaftliche Arbeiten hat, beträgt nicht 3000, sondern 20,000 M.

Ans dem Waldleben. Das Fräulein von Semmelstein.

Marianne wandelte langsam am Ufer des kleinen Sees, der ihr damals mit seinem bunten Spiegel als ein ver-

Wie idyllisch wäre es hier auf diesem einsamen Plätzchen gewesen, hätte eine liebende Hand die ihrige gehalten! Nicht neben einander schwammen die Schwäne, die schlanken Hälse

Einsam bin ich nicht alleine, Denn es schwebt so sanft und mild Um mich her im Mondenscheine Ein geliebtes theures Bild.

Bei der Wiederholung der letzten Strophen sang sie recht deutlich: Ein geliebtes theures Bild; denn jetzt wußte sie noch

Kritik des Unterstützungswohngesetzes befürwortet er eine längere Ausdehnung der jetzt jährigen Erwerbs- und Werklosgeld, die nach seiner Darlegung viele Vorzüge haben würde.

Die beiden älteren Herren gingen, in erste Gespräche vertieft, der Brantfläche zu, auf der sie Stanz aufstehen wollten, um mit ihm über die Engagementsbedingungen Rücksprache zu nehmen.

nicht, wessen Bild dies Eine sei? Besonost's nicht — das stand unumkehrlich fest.

Die Bängel, die in der Nähe nisteten, schienen einstimmen zu wollen in das schmelzende Lied und machten sie aufstehen, sie sah den laubentarteten geschlossenen Parthos hinan — und, o Wunder! — da stand das Bild, welches ihrem liebebedürftigen Herzen vorgeschwebt, wie in einem Rahmen, mitten auf dem

„Vergeltung!“ — bat er lächelnd, „wie gebannt durch den gauderösen Gesang blieb ich stehen und ließ mein Ohr den süßen Tönen!“

Marianne erhob sich zwar, wußte aber vor Ueberraschung kein Wort auf die genähelte Anrede zu erwidern.

„Ist es ein Traum?“ fuhr er fort, „ein Zauberbild, welches sich über meinen Blicken zeigt? Hier an dieser reizenden Stelle solch hohe Erhabenheit in der Einsamkeit? Ist es Wirklichkeit oder Täuschung?“

„Ich weiß es nicht!“ — hauchte verlegen die Angekommene, — „ich weiß es wirklich nicht.“

Das Fräulein verneigte sich, obgleich es noch nie etwas von einem Herrn Stanz gehört hatte. Der junge Mann aber sah so elegant aus in seinem feinen Jagderostium, er sprach so gewählt und gefühlvoll — weshalb hätte sie ihn abweisen sollen? So hart, so grausam konnte sie nicht sein.

„Ich komme.“ — erzählte er der jungen Dame, „soeben von der Brantfläche, die ich bejagt Entwerfung von Kulturplänen in Augenblicke genommen habe. Es ist zwar ein schweres und sehr wichtiges Werk — indeß — besondere Ergründung und Uebung, die ich mir neben einem praktischen Blick angeeignet habe, würde ich alle Schwierigkeiten zu überwinden wissen.“

„Sie haben also mit meinem Vater diese Angelegenheit bereits besprochen und festgesetzt?“ — fiel das Fräulein frohend ein.

„Mit Ihrem Herrn Vater? — ich habe also wie es scheint die Ehre mit dem Fräulein von Semmelstein zu sprechen?“ — Er erhob sich bei diesen Worten und verbeugte sich noch tiefer als das erste mal, setzte sich aber sogleich wieder nieder, der Dame etwas näher.

„So ist es!“ — befragte Marianne mit Herablassung. „Ich freue mich, in Ihnen einen Hausgenossen gefunden zu haben — denn selbstredend wohnen Sie bei uns im Schlosse — einen Hausgenossen, mit dem man zuweilen ein verständiges Wort sprechen kann; denn es ist hier sehr langweilig — das werden auch Sie finden.“

„Ich?“ — umgählt in Ihrer Rinde, — meine Schädige!“ — Er wollte weiter sprechen, verhielt sich jedoch die allzu süßen Nebenbemerkungen, die sich ihm auf die Lippen drängten. Bei der noch zu kurzen Bekanntschaft mochte er sie doch zu unpassend finden.

Die beiden älteren Herren gingen, in erste Gespräche vertieft, der Brantfläche zu, auf der sie Stanz aufstehen wollten, um mit ihm über die Engagementsbedingungen Rücksprache zu nehmen. Der Baron kam es hierbei auf die Höhe des Salates wenig an. Er war mir froh, wenn er keine Sorge von sich ab und auf andere Schultern wälgen konnte. Unvorsichtiger war er bereit auf jede Forderung einzugehen, doch mochte er vorher den jungen Mann gern erst persönlich kennen lernen.

Gleicher Ansicht war Heinemann. Sie hatten sich über diesen Punkt verständigt und gingen nun schweigend auf dem schmalen Wädhflusse hin, der dem vielräuhten Dirsitze zuführte. Die Madelstreu, welche den Weg bedeckte, milderte das Geräusch ihrer Tritte. So kamen sie in die unmittelbare Nähe eines frisch ausgeführten Dachsbauens, von dem keiner der Herren bis dahin etwas gewußt hatte.

„Es mögen wohl Sandgruben sein,“ meinte der Gutsherr, als sie die weichen Sandbarriere gewahrten.

„Still!“ — flüsterete der Waldmann, „da sitzt ein Dach! sehen Sie nichts?“

„Wahrhaftig!“ kispelte Semmelstein, den Dach gewahren, „wie schade! wir haben kein Gewehr mit!“

„Gar nicht schade!“ versicherte Heinemann, „denn jetzt ist Schonzeit — die Dachs haben Junge.“

„So?“ sprach der Baron fragend. „So wollen wir uns ganz leise heranschleichen, vielleicht sehen wir was von dem Dachs seinen Jungen?“

Als hätte dieser gewußt, daß jetzt Schonzeit sei, so fest, so ruhig und furchtlos blieb er auf seinem Plage — so fest, daß ihn die Nahenden hätten erreichen können — aber auf einmal war er verschwunden — spurlos verschwunden!

Der Schlafkopf! er stand unter dem Schutze der Jagdsegele! Wie höhnend und herausfordernd sah er gerade auf der Höhe, die in seine Burg hinabführte, und such! war er weg — wie weggeblasen, in die Unterwelt verschwunden.

„Der hat uns ein Schnippen geschlagen!“ lachten die Herren, durch das kleine Intermezzo in heitere Stimmung veretzt.

Den Dachs, den sie nicht suchten, hatten sie gesehen, aber den Herrn Stanz, den sie suchen wollten, konnten sie nirgends erspähen. Von den Stände tobenden Holzbauern erfuhren sie, daß ein Herr vorübergegangen und dem Parte zugewandert sei.

„Es ist nicht unmöglich, daß Stanz, um mich nicht zu verfehlen, nach dem Schlosse zugegangen ist,“ bemerkte Heinemann beiläufig.

„Dann gehen wir durch den Park zurück, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist,“ entgegnete der Baron.

„Im Gegenheil, ich liebe derartige Anlagen sehr, die so, wie es hier der Fall ist, ein verschönter Wald sind.“

„Sagen Sie schon meine Schwäne?“ frag Semmelstein. „Was der Knack, Ihre Schwäne?“ — „I sog Wilt! was haben Sie denn alles für interessante Dinge? Freilich, die möchte ich sehen.“

Die beiden gingen nun den Abhang hinunter nach dem See, dessen klarer Spiegel ihnen entgegenlängte, und ließen ihre Blicke über das hübsche Landschaftsbild schweifen, als ihren Augen sich ein Anblick darbot, welcher ihre Aufmerksamkeit vollständig fesselte.

Auf einer Wank am See sah ein Herr und eine Dame in eifriger Unterhaltung begriffen. Die jungen Leute, denn jung waren sie, das ließ sich auch in dieser Entfernung wahrnehmen, hatten die Köden den Nahenden zugekehrt.

„Was der Teufel!“ rief der Oberförster, „da sitzt er ja!“

„Wer?“

„Nun der, den wir wie eine Stecknadel suchten, unser Herr Stanz! Doch wer mag die Dame sein? Ueberall macht der Kerl doch Eroberungen! Weiß der Knack wie er es fertig bringt!“

Der Baron hielt, um besser zu sehen, sein kleines Fernglas vor das Auge — „Meine Tochter!“ rief er erschrocken, fügte jedoch entschuldigend rasch hinzu: „die beiden scheinen sich ja ganz gut zu unterhalten, und es freut mir sehr, wenn ich ihr beiter sehe. Das arme Kind war in letzterhandiger Zeit recht langweilig geworden, fast melancholisch, seit der lustige Neuanfang, der Besonost, ihren Zerstörungsbetrieb todtisch. Ich selbst habe mir schwer über ihn geirrt!“

Einzelne Sätze dieses Gesprächs mußte das junge Paar doch vernommen haben; es erhob sich jetzt und ging den Naher kommenden entgegen. Marianne sah recht roth aus, als sie dem Vater ihren Gesellschaftler vorstellte, der feierlich in dem Bemühen, daß er keinen ildlen Eindruck mache, recht freudig lächelte.

Dies Gesicht war auch wirklich keine Täuschung, denn auch ohne des Oberförsters Empfehlung mußte Stanz durch seine genähelte Toilette und schickliche Manieren in der ersten Stunde für sich einnehmen. Was Wunder, daß unter derartigen Um-

